

## Beobachtungen am Text

Mit dieser Rede wird im Matthäusevangelium das Lehren Jesu beendet. »Das ist alles, was er zu sagen hat. Nachdem er dies gesagt hat, geht er und es kommt nur noch die Tat, die Tat, die Leiden heißt...Dies hier ist sein letztes Wort, die Summe seiner Belehrung, sein Vermächtnis an alle Völker...« (Gollwitzer).

Den Rahmen dieser letzten Rede bildet die Ankündigung, des großen Weltgerichts (Vv 31-34.40-41.45-46). Richter wird der Menschensohn in seiner Herrlichkeit sein, also kein völlig Unbekannter. Seine Jünger kennen ihn als den, der sich sein ganzes Leben lang mit den gesellschaftlichen Randsiedlern solidarisiert hat und dessen Ziel immer eine Gemeinschaft war, in der einer für den anderen einsteht. Niemand soll durch das Raster fallen, jeder seinen Platz finden. In der Kirchentagsübersetzung von 1993 wird dieser Richter deshalb auch der »Menschliche« genannt.

»Alle Völker« werden vor ihm versammelt werden (V 32). Das kann man verstehen als eine Umschreibung für alle Menschen, und das hieße: Jeder einzelne wird auf den Prüfstand kommen. Aber neben dieser vertrauten individualistischen Lektüre gibt es auch die fremdere kollektive Lesart: die Völker werden tatsächlich als Völker gerichtet werden. Jürgen Ebach plädiert dafür, auch diese Möglichkeit nicht zu verwerfen und malt aus, was es hieße, Deutschland stünde vor dem Gericht des »Menschlichen« mit seinem so ungleich verteilten Reichtum oder gar mit seiner Schuldgeschichte. Ebach schlägt vor, nach der exegetischen Regel der »lectio difficilior« möge jeder die Verstehensmöglichkeit wählen, die für ihn/sie die schwierigere ist: Wer auf der individuellen Entscheidung beharrt, möge sich fragen, ob er sich womöglich aus der Verantwortung für die Geschichte zu stehlen versucht und möge der Möglichkeit ins Auge sehen, dass wir als Deutsche vor dem Gericht stehen werden. Wer die kollektive Lesart benutzen will, um sich dahinter zu verstecken, dass das Sozialsystem in Deutschland ganz gut funktioniert, der möge sich fragen, wie er persönlich mit Notleidenden umgeht. (Ebach)

Wie Schafe und Böcke von ihrem Hirten voneinander geschieden werden, so werden die, die vor dem Richtstuhl Christi erscheinen, streng unterteilt (V 32). Ein Bild, das in scharfem Kontrast steht zu einem »lieben« Gott, der alles durchgehen lässt und vor dem alle Katzen grau sind. Hier wird deutlich: Gottes Gerechtigkeit unterscheidet genau.

Das ist ein großer Trost für alle, die durch Profitgier und Rücksichtslosigkeit anderer in Not geraten sind. Sie können ihre ohnmächtige Wut überwinden in der Gewissheit: ihre Peiniger kommen nicht auf ewig davon. Sie werden zur Rechenschaft gezogen werden. Und der Menschensohn wird auch die richten, die sich um nichts gekümmert haben, die nur mit sich selbst beschäftigt waren. (Elie Wiesel hat einmal gesagt: Das Gegenteil von Liebe ist nicht Hass, sondern Gleichgültigkeit.)

Aber während der Trost, der in der Vorstellung eines Weltgerichts liegt, für alle Opfer menschlicher Ungerechtigkeit immer noch von Bedeutung ist, sollte die Vorstellung von einer Strafe im ewigen Feuer (V 41) getrost beiseite gelassen werden, obwohl, oder gerade weil viele Christen sie sich so gern in glühenden Farben und mit sadistischen Details ausgemalt haben -für andere versteht sich! Diese Höllenbilder würden die Predigthörerinnen heute -hoffentlich!- zu sehr verschrecken. Viel gewichtiger ist allerdings das hermeneutische Argument, dass Mt 25 diese Bilder auch nicht *lehrt*. Mt 25 erzählt eine Geschichte vom Weltgericht. Und »Geschichten *sind* keine Lehre, wohl aber *enthalten* sie eine Lehre.« Das macht Jürgen Ebach sehr einleuchtend und humorvoll an Märchen deutlich. »Was würde geschehen«, fragt er, »wenn jemand Märchen als Sammlung dogmatischer Sätze läse? Dann gäbe es Lehren wie die: Frösche muss man küssen / Schneider sind tapfer /

Geißen sind in Wahrheit Wölfe / Dornenhecken halten genau 100 Jahre. Die Lehre, die in den Märchen steckt, ist eine andere ... Ein Rat, eine Warnung, ein Hinweis steckt in diesen Geschichten, aber keine auf Flaschen abziehbare Wahrheit.« (Ebach).

Das heißt übertragen auf die Geschichte vom großen Weltgericht: Sie verleiht unserem Umgang miteinander ein entscheidendes Gewicht, eine Nachhaltigkeit, die über unsere Lebenszeit hinausreicht. Aber ihre Beschreibung der Höllenstrafen besitzt keine zeitlose Gültigkeit. Wenn überhaupt etwas zu dem in Vers 41 erwähnten Höllenfeuer gesagt werden soll, dann ist die jüdische Vorstellung tröstlich, dass die Tränen der Gerechten wie Quellen herabfließen und den Gehinom (die Hölle) abkühlen werden. (Ebach, 77)

In den folgenden Versen (35-39.42-44) bezieht Jesus sechs der »klassischen« Werke der Barmherzigkeit, die in der Antike fast überall bekannt waren, auf sich selbst. »Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir (nicht) zu essen gegeben...« (das siebente, das im Bestatten der Toten besteht, fehlt hier). Die Begründung lautet: »Was ihr einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan« (V40). (Zur ausführlichen Diskussion der Frage, ob die »geringsten Brüder« die Juden, die Glieder der christlichen Gemeinden oder alle Notleidenden sind, vgl. Luz, 521-532. Ich entscheide mich für die universale Deutung).

Bei den Werken der Barmherzigkeit geht es um Abhilfe für primär leibliche Nöte. Deren Wichtigkeit könnte verwundern, fordert Jesus doch in der Bergpredigt von seinen Jüngern: »Ihr sollt nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.« (Mt 6,31.33). Steht das nicht in Widerspruch zu Mt 25? Nikolaj Berdjajew weist auf eine Lösung: »Mein eigenes Brot ist eine materielle Frage. Das Brot meines Nächsten ist eine geistliche Frage.

«Die Kriterien für ein christliches Leben, das vor dem »Menschlichen« im Gericht Bestand hat, werden in dem Text klar benannt. Aber ist damit auch klar, wer auf welcher Seite zu stehen kommt? Jürgen Ebach warnt: »Die das ganz Elementare taten..., könnten gefragt werden: >Immer?< Und die, die es nicht taten, könnten gefragt werden >Nie?< Gibt es die ganz Guten und die ganz Bösen? Vielleicht könnten einige sagen: Nicht immer, aber immer öfter. Und andere: Nicht nie, aber immer seltener. Oder wieder andere: Nicht immer, aber immer seltener. Und wo verlief dann die Grenze? Dürfen wir darauf setzen, dass zuletzt auch die gerettet werden, die auch nur einmal taten, was zu tun geboten war? Müssen wir damit rechnen, dass auch die auf die Seite des Todes fallen, die auch nur einmal nicht taten, was zu tun geboten war?« (Ebach)

Und dann erzählt Ebach die schöne, tröstliche Geschichte, die Martin Buber in den Erzählungen der Chassidim wiedergibt:

Rabbi Elimelech sagte einmal: »Ich bin sicher, der kommenden Welt teilhaftig zu werden. Wenn ich vor dem oberen Gericht stehe und sie mich fragen: >Hast du nach Gebühr gelernt?< werde ich antworten: Nein. Dann fragen sie wieder: >Hast du nach Gebühr gebetet?< und ich antworte desgleichen. Und sie fragen zum dritten: >Hast du nach Gebühr Gutes getan?< und ich kann auch diesmal nicht anders antworten. Da sprechen sie das

Urteil: Du sagst die Wahrheit. Um der Wahrheit willen gebührt dir ein Anteil an der kommenden Welt.« (Ebach)

Aber auch das ist kein Rezept, das einem die Gewissheit gibt, im Gericht zu bestehen. Besser ist, der Barmherzigkeit des Richters zu trauen, dessen Gerechtigkeit mit seiner Liebe zusammengehört, und dessen Ziel daher nicht sein kann, die Menschen für immer verloren zu geben, sondern sie in Einklang mit seinem Willen zu bringen.

---

*Text aus: Predigtmeditationen im christlich-jüdischen Kontext. Zur Perikopenreihe I, Mt 25,31-36, herausgegeben von Studium in Israel e.V., Tübingen, S. 393-396.*

*Alle Textauszüge der Predigtmeditationen auf dieser Webseite mit freundlicher Genehmigung der Herausgeberin Marion Gardei (Studium in Israel) und Wolfram Burckhardt (Kulturverlag Kadmos)*